

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 24 (1944-1945)  
**Heft:** 10-11

**Artikel:** Hölderlin : Patmos  
**Autor:** Häny, Arthur  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-159217>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

angelo nach Rom, ohne zu bedenken, daß er eine Woche später bereits nach Bologna aufbricht und gar keine Verwendung für ihn hat. Er will das größte Grabmal aller Päpste — und hat keinen Platz dafür. Er beginnt infolgedessen mit dem Neubau der ganzen Peterskirche — und erlebt kaum die Grundmauern. Er will den Vatikanpalast mit der Kirche durch eine Reihe von Gebäuden verbinden — und es entsteht nur eine Halle, die in solcher Hast gebaut wird, daß man wenige Jahre später bereits ihre Mauern stützen muß. Aber ein großer Teil seiner architektonischen Pläne ist von seinen Nachfolgern aufgenommen worden. Beiden, Giulio und Michelangelo, war die Tätigkeit wichtiger als das fertige Werk. Es ist undenkbar, daß einer von ihnen irgend etwas vollendet und sich dann in satter Ruhe daran gefreut hätte. Immer war Michelangelo unzufrieden mit sich selbst und seiner Leistung, und fast nichts ist so auf uns gekommen, wie es ursprünglich von ihm geplant war.

1564, im Alter von beinahe 89 Jahren, ist Michelangelo gestorben, 51 Jahre nach dem Papst Julius II. Giulio liegt zwar in der neuen Petersbasilika begraben, aber ohne irgend ein Grabmal. Der Moses steht in der Kirche San Pietro in Vincoli. Aber die Decke der Sixtinischen Kapelle, der Moses und die Sklaven sind Denkmäler, die beide gemeinsam der Welt hinterlassen haben, Denkmäler einer glücklichen, einzigartigen Zusammenarbeit eines Mächtigen mit dem größten Geist seiner Epoche.

## Hölderlin : Patmos

Von Arthur Hány

### I.

Nah ist  
Und schwer zu fassen der Gott,  
Wo aber Gefahr ist, wächst  
Das Rettende auch  
Im Finstern wohnen  
Die Adler und furchtlos gehn  
Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg  
Auf leichtgebauten Brücken.  
Drum, da gehäuft sind rings  
Die Gipfel der Zeit,  
Und die Liebsten nahe wohnen, ermattend auf  
Getrenntesten Bergen,  
So gib unschuldig Wasser,  
O Vögel gib uns, treuesten Sinns  
Hinüberzugehn und wiederzukehren.

Die einleitenden Verse bezeichnen die drängende Nähe der Gottheit, wie sie der Dichter empfindet. Fast scheint sie mit Händen zu greifen; er muß es versuchen. Aber menschliche Fassung droht Gott zum vorneherein

zu sprengen. Ein Geheimnis, wie dies Hölderlin in den späten Hymnen dennoch gelang: den Gott im menschlichen Wort zu fassen.

Ihm war in dieser Zeit das Gewitter zum auserkorenen Zeichen der Götter geworden. „Nah ist Und schwer zu fassen der Gott...“; dies Wort hat so mannigfache Bezüge in sich geschlossen, wie je eines in des Dichters Werk. Dennoch scheint mir, auch unausgesprochen, die Vorstellung des Gewitters mitzuschwingen im Rhythmus. Der „Gott“ am Ende bricht wie ein Donner Schlag aus schwerem Gewölk. In ekstatischer Ergriffenheit scheint der Seher dem Gott entgegengerissen, der so nahe gekommen ist. Doch wird jetzt auch die „Gefahr“ erschreckend deutlich: der Blitz, der das Ergriffene versengt.

(Zur Formulierung vergleiche man die Stelle aus der Hymne „Versöhnender...“, wo das Problem der Fassung direkt mit dem einwirkenden Gott verbunden wird:

Zu schwer ist solches zu fassen,  
Denn wäre der es gibt, nicht sparsam,  
Längst wäre vom Segen des Herds  
Uns Dach und Boden entzündet.)

Gott ist unausweichlich; sein „Bild zu singen“ erkennt Hölderlin mehr und mehr als seinen ausschließlichen Beruf. Daher die flehentliche Bitte, die Himmlischen möchten ihn nur leise anrühren, damit er ihres Lebens teilhaftig und ihm doch im höheren Dienst eine menschliche Existenz gesichert sei:

Darum, ihr Gütigen! umgebet mich leicht,  
Damit ich bleiben möge, denn noch ist manches zu singen...  
(Am Quell der Donau)

„Nah ist Und schwer zu fassen der Gott“: Gott erweist sich zugleich als ungeheures Gewicht, im eigentlichen Sinn des Wortes schwer anzufassen. Mehrmals bezeugt das Hölderlin im Bild des heroischen Schicksalsträgers, der die wachsende Last des Himmels wie eine Bürde auf Schultern hält.

Woher Rettung? Die folgenden Verse führen uns auf grandiose Weise gerettetes Leben vor Augen: die Adler haufen in der Dämmerung der Alpenschlünde, von kreatürlicher Sicherheit getragen. Die Alpenbewohner schreiten furchtlos an den Bergen hin und schlagen mit Leichtigkeit Brücken über die Schluchten. Solche Geborgenheit kommt Tieren und Menschen vom selben Ort wie alle Gefahr. Die Alpen haben sich ja die Himmlischen selbst „nach alter Meinung“ zu ihrer Burg erwählt; so wohnen alle Geschöpfe dort nahe dem Ursprung. Darüber hinaus sind die Adler nach dem griechischen Mythos, den sich der Dichter ganz zu eigen macht, die Tiere Zeus', des Höchsten. Das Heil stammt danach auch von da; Gefahr und Rettung ist dem Menschen unlöslich an Gott geknüpft.

Der Mensch lebt in der Zeit. Hölderlin liebt es, die Zeiten der Geschichte aus stratosphärischer Höhengsicht gleich Gebirgen zusammenzuraffen:

Und die Zeiten des Schaffenden sind  
 Wie Gebirg, das hochaufwogend  
 Von Meer zu Meer  
 Hinzieheth über die Erde . . . (Der Mutter Erde)

Die dichtgehäuften Gipfel bedeuten Höhepunkte des Geistes in der Geschichte; die klaffenden Täler entsprechen kulturellen Niederungen. Vereinzelt harren auf den höchsten Spitzen die Großen des Geistes, zeitlich geschieden. Sie ermatten, weil sie getrennt sind. Keiner kann das Göttliche allein tragen! Die „Fische unter Freunden“ tut not; nur in der Gemeinschaft offener Seelen kann Gottes Bild sich freudig zu Menschen gesellen. Deshalb bittet der Dichter um Vereinigung mit den „Liebsten“. Mit Vogelschwingen möchte er zu ihnen hinübergelangen. Die Vereinigung aber erweist sich als schwierig:

Nicht ohne Schwingen mag  
 Zum nächsten einer greifen  
 Geradezu  
 Und kommen auf die andere Seite. (Der Jster)

Die trennenden Gründe könnten mit dem Element des Wassers angefüllt werden. Das Wasser, wie es aus den Bergen kommt, ist von kristallener Reinheit, „reinstes Wasser“, frei von Befleckung, frei von Schuld. Es wäre geeignet, zu verbinden. Geeigneter jedoch die Klarheit des Äthers, des allerflüssigsten Elements, darin sich die Vögel bewegen.

## II.

So sprach ich, da entführte  
 Mich schneller, denn ich vermutet  
 Und weit, wohin ich nimmer  
 Zu kommen gedacht, ein Genius mich  
 Vom eigenen Haus. Es dämmerten  
 Im Zwielicht, da ich ging,  
 Der schattige Wald  
 Und die sehnjüchtigen Bäche  
 Der Heimat; nimmer kannt ich die Länder;  
 Doch bald, in frischem Glanze,  
 Geheimnißvoll  
 Im goldenen Rauche blühte  
 Schnellaufgewachsen  
 Mit Schritten der Sonne  
 Mit tausend Gipfeln duftend . . .

Der Dichter hat den Wunsch, aus seiner lastenden Einsamkeit erlöst zu werden. Sein innerstes Leben glüht unablässig einer heiligen Gemeinschaft des Lebenden entgegen.

Sein Schutzgeist gibt Erfüllung. Dem abgelegenen Gipfel seiner Zeit entrückt, sieht er sich fern hinweggeführt, wohin zu gelangen er schon nicht mehr gehofft hatte. Er weiß noch kaum, wohin die Reise geht. Im Abschied jedoch wächst ihm zuletzt das Vaterland ergreifend ans Herz. Es ruht noch in Morgendämmerung, da er scheidet; was noch Nacht ist, scheint



an die vergangenen Leiden, was Licht, an die kommenden Freuden zu mahnen. Die Bäche sehnen sich, Gemeinschaft mit dem Flüchtigen zu halten; der vertraute Wald spricht ihn mit einem Schatten an, daran er sich oft erquickt hatte. — Die Spätfassung des Gedichts verschweigt den tiefen Anteil des Dichters an seiner Heimat nicht mehr: „Viel aber mitgelitten haben wir, viel Male.“

„Geraden Weges“ (so steht in einer spätern Hymne) zieht nun Hölderlin in rasender hoher Fahrt dem Ziele zu. Denn das Ziel ist längst bestimmt. Wandern muß er ein für alle Male; das Ziel der Wanderung aber hat sich nach Osten verlagert. Früher liebte er Griechenland aufzusuchen. Jetzt schwingt er sich darüber hinaus. Das Neue steigt ihm voll unerhörten Feuers entgegen. Solch ein Übermaß an Licht schwillt auf, daß das Beleuchtete zuerst ein Geheimnis bleibt. Nur Schnelligkeit und Glanz der Sonne lassen sich vergleichen mit diesem Aufgang. Wieder ist das Land voll Berge, aber keine Spur von Finsternis haftet ihnen an, sie strömen beglückenden Duft aus. — Die zweite und dritte Strophe von „Patmos“ fluten in einer göttlichblühenden Sprache dahin, wie sie dem spätern Hölderlin mehr und mehr abhanden kommt, da er die Abgründe des Himmels und der Hölle mit immer knapperem, sachlicherem Wort auszumessen trachtet. Die erste Strophe vereinigt blühendes Wort mit unermesslichem Wissen; sie vermag noch in dem fünfzehnzeiligen Abschnitt abzuschließen. Hier aber erscheint der Seher von seinem Gesichte fast überwältigt; das grandiose Crescendo schwillt über das Strophende hinweg, um zu Beginn der folgenden Verse in sein Fortissimo auszumünden:

... Mir Asia auf, und geblendet sucht  
Ich eines, das ich kennete, denn ungewohnt  
War ich der breiten Gassen, wo herab  
Vom Imolus fährt  
Der goldgeschmückte Paktol  
Und Taurus stehet und Messogis,  
Und voll von Blumen der Garten,  
Ein stilles Feuer. Aber im Lichte  
Blüht hoch der silberne Schnee;  
Und, Zeug' unsterblichen Lebens,  
An unzugangbaren Wänden  
Uralt der Efeu wächst, und getragen sind  
Von lebenden Säulen, Zedern und Lorbeern  
Die feierlichen,  
Die göttlichgebauten Paläste.

Asien ist das Ziel! Immer typischer wird in den Hymnen der vordere Orient zum Kontinent der hölderlinischen Gesichte, jener Kontinent zwischen Ageis, Kaukasus, Syrien und Arabien, der als östlichste Begrenzung den Indus kennt. Der Seher zwingt die beengenden Gebirge weit auseinander, damit ungehindert das Licht von Osten ihn treffen kann; so heißt es in „Germanien“:

... und Tal und Ströme sind  
 Weit offen um prophetische Berge,  
 Daß schauen mag bis in den Orient  
 Der Mann und ihn von dort der Wandlungen viele bewegen.

Der Orient erfuhr einst die frühen göttlichen Offenbarungen, deren Wiederkehr ja die ganze ergriffene Aufmerksamkeit des Dichters gilt. Dort hatte Homer gesungen und Hellas geprangt; in „Syrien“ hatten die biblischen Propheten das Wort Gottes empfangen; Christus, das Kleinod der Götter, war ausgegangen von dort und in seinem Gefolge die Evangelisten und Apostel. Andeutungsweise wird der Islam erwähnt — von Indien aber war einst Bacchus gekommen und hatte zur Freude der gottverlassenen Welt im Abendland den Weinstock gestiftet. Im Orient war es je und je Einzelnen gelungen, „allein zu reden zu Gott“.

Aber Hölderlin erwartet ja nichts Geringeres als die Wiederkunft Gottes; Deutschland, so glaubt er, hat sich der Höchste diesmal ausersehen zum heiligen Dienst. Nach dem Niedergang Griechenlands hatte Italien in der Pflege des Geistes geblüht; das Göttliche, einst im Orient offenbar geworden, scheint auf einer Westwanderung begriffen zu sein. Um die Einklehr in Deutschland zu beschleunigen, zieht der Dichter wegbereitend und vermittelnd dem Göttlichen entgegen.

Diesmal besucht er das antike Lydien, die Gegend um Sardes, wo sich die Berge Imolus und Messogis hinziehen; vom erstern fährt der goldführende Pactolus in den Hermus nieder. Schon Hyperion hatte gern in der Gegend um Smyrna gewohnt; dem Dichter des Archipelagus leuchtete von dorthier das „heilige Mondlicht“. Dennoch scheint das Land unkenntlich im prophetischen Glanz. „Zu hell kommet, zu blendend das Glück.“ Vom Zug der Gebirge bis hinab ins grenzenlose Meer bezeugt ein jedes unsterbliches Leben: der Schnee blüht, die Blumen stehen in Gärten geordnet. Sie werden „ein stilles Feuer“ genannt. Damit deutet Hölderlin das schöne Maß an, darin sich ihr Leben entwickelt. Glut gehört zu allem Leben, denn das Leben nährt sich von einer unwiederbringlichen Substanz. Doch soll es nicht zu rasch verflackern. Der Mensch darf sich nicht aus heiligem Ungenügen am Leben verleiten lassen, die rascheste Bahn ins All zurück einzuschlagen. (Solche Selbstauflösung hat der Dichter am unvergeßlichsten in der letzten Fassung der Ode „Stimme des Volks“ dargestellt.) Er darf aber auch nicht ohne Feuer bleiben, denn sonst erstarrt er. Sondern die Glut hat sich im schicklichen Maß zu halten, erwärmend, beseligend, und doch unschädlich. Dafür sind dem Dichter die Blumen das liebste Beispiel:

... wo die Blume sich freuet  
 Unsichädlcher Glut ... (Der Rhein)

Es werden in Lydien noch andere Zeugen unsterblichen Lebens gerühmt: Efeu, der die erstarrten Felsstürze übergrünt (wie er in der Ode „Heidelberg“ an der Schloßruine emporrankt), Zedern, Lorbeerbäume:

alle sind sie lebendige Säulen, in günstiger Stunde der formenden Hand des höchsten Gottes entwachsen, wie es Hölderlin einmal in dem unvergleichlichen Pentameter der Elegie „Heimkunft“ ausführt:

Der ätherische scheint Leben zu geben geneigt . . . Der ganze Wald erweist sich somit als ein einziger Palast, von dem Himmlischen erbaut.

## III.

Es rauschen aber um Asias Tore  
 Hinziehend da und dort  
 In ungewisser Meeresebene  
 Der schattenlosen Straßen genug.  
 Doch kennt die Inseln der Schiffer.  
 Und da ich hörte,  
 Der nahegelegenen eine  
 Sei Patmos,  
 Verlangte mich sehr  
 Dort einzukehren und dort  
 Der dunklen Grotte zu nahen.  
 Denn nicht, wie Cypros,  
 Die quellenreiche, oder  
 Der andern eine  
 Wohnt herrlich Patmos;

Ein geheimes Gesetz läßt den Wanderer in Asien nicht zur Ruhe kommen. „Fast wohn ich zu herrlich. Ich wäre froh an sicherer Einsalt“, so schrieb Hölderlin von Bordeaux an die Mutter — und offenbar vermag er sich aus ähnlichen Gründen im Glanze Lydiens nicht niederzulassen. Er wendet sich zum Meer zurück. Im ungewissen Fluten des Elements erblickt er das Bild der eigenen Seele. Unendliche Wasserstraßen liegen da um Küsten, Golfe und Inseln hingeschlungen. „Schattenlos“ heißen sie. Wie „göttlichgebaut“, „quellenreich“, „goldgeschmückt“ scheint der Ausdruck dem homerischen Vokabular entnommen zu sein, doch nirgends zeigt sich die Legitimität solchen Wortes in des deutschen Dichters eigenster Welt deutlicher als hier. Das Land Homers ist durch und durch im Lichte hölderlinischer Vision aufgegangen. Schatten schützt vor dem Schlage Apolls. Im Schattenlosen zu wandern, heißt: sich allzusehr der Glut aussetzen, die vom Gotte und damit auch aus dem eigenen Innern stammt. Das Leben wird versengt oder doch in den Zustand der Dürre versetzt. Der Gott aber, der den Strahl der Sonne zur Erde schickt, will zugleich, daß sich der Sterbliche davor bewahre:

. . . Himmlische nämlich sind  
 Unwillig, wenn einer nicht die Seele schonend sich  
 Zusammengenommen . . . (Mnemosyne)

Die Situation der Dürre entspricht allzusehr den Gegebenheiten Hölderlins, als daß sie nicht im gesamten Werk immer wieder aufgezeigt würde. Seine Liebe gilt dem „warmen Schatten“, wenn er sinnend unter Bäumen sitzt und der heiße Sommertag sich dem Abend zuneigt. In solch un-

schädlicher Glut vermag denn auch der Geist sein Recht zu üben, und die Seele schweift ihren großen Gesichten entgegen. — Warum brennt aber der Höchste derart? Um zu schaffen, die Erde in der Glut zu gestalten. So steht es am Eingang der Elegie „Der Wanderer“ (zweite Fassung).

In unsrem Gedicht rettet den Betroffenen die Insel vor dem übermenschlichen Maß der Flamme. Eine geheime Neigung zieht ihn nach Patmos, der bescheidenen Sporadeninsel westlich Milet. Ihr eignet sichere Einsamkeit. Sie prangt nicht mehr in einem Sonnenlichte, welches der Dichter als nicht ganz zu ihm gehörig empfindet. Dennoch hat sie dunkle Grotten. Darin wird er fromme Einkleine halten. Der Grotte angemessen ist ein Gebet, aber auch Ruhe nach den Mühsalen der Wanderung:

... denn süß  
Wär unter Schatten der Schummer. (Andenten)

#### IV.

Gastfreundlich aber ist  
Im ärmeren Hause  
Sie dennoch,  
Und wenn vom Schiffbruch oder klagend  
Um die Heimat oder  
Den abgeschiedenen Freund  
Ihr naht einer  
Der Fremden, hört sie es gern; und ihre Kinder  
Die Stimmen des heißen Hains,  
Und wo der Sand fällt und sich spaltet  
Des Feldes Fläche, die Laute  
Sie hören ihn, und liebend tönt  
Es wieder von den Klagen des Manns. So pflegte  
Sie einst des gottgeliebten,  
Des Sehers, der in seliger Jugend war ...

In seiner Armut scheint Patmos geeignet, Menschen gastfreundlich aufzunehmen, die selbst an des Lebens Reichtum schwere Einbuße erlitten haben: Schiffbrüchige aller Art, Heimatlose, solche, denen die liebsten Gefährten entrisen wurden. Infolge seiner eigenen langen Entbehrungen fühlt sich der Dichter von einem Stück Erde angezogen, das unter ähnlicher Witterung des Schicksals zu stehen scheint. Er glaubt in ihm ein Verwandtes zu begrüßen. Sie liebt ihn, die Insel. Ihr Wald, der mit seinen Bäumen wie mit Kindern an ihr hängt, gibt im Echo die Klagen des Fremden wider. Vieltimmig spricht der sonnenüberzogene Hain seine Sprache nach. Das Ein und All, der Geist der Liebe, überträgt sich ins Akustische. Die Laute der Insel stehen in einem Liebeszusammenhang. — Nicht nur Wald hat Patmos, ihrer Dürftigkeit sind tiefgefurchte Sandhänge, wildverwitterte offene Felder angemessener.

Noch ein Anderes macht Hölderlin die Insel vertraut. Ihre Gastfreundschaft nämlich hat sie schon am Lieblingsjünger Jesu, Johannes, bewährt. Er schrieb auf Patmos seine Apokalypse, zum Seher gealtert.

Hier fand Johannes wohl die Landschaft vor, die seinen Gesichten den geeigneten Rahmen verlieh. Johannes jedoch bildet die leichtgebauete Brücke der Hymne hinüber zu Christus. Mächtig stößt damit die Strophe ab von dem geheimnisvollen Patmos; in gigantischem Sprunge wird endlich das Ziel der Wanderung, „der Einzige“, Christus erreicht.

... Gegangen mit  
 Dem Sohne des Höchsten, unzertrennlich, denn  
 Es liebte der Gewittertragende die Einsalt  
 Des Jüngers und es sahe der achtsame Mann  
 Das Angesicht des Gottes genau,  
 Da, beim Geheimnisse des Weinstocks, sie  
 Zusammensaßen, zu der Stunde des Gastmahls  
 Und in der großen Seele, ruhigahnend den Tod  
 Aussprach der Herr, und die letzte Liebe, denn nie genug  
 Hatt' er von Güte zu sagen  
 Der Worte, damals, und zu erheitern, da  
 Er sah, das Zürnen der Welt.  
 Denn alles ist gut. Drauf starb er. Vieles wäre  
 Zu sagen davon. Und es sahn ihn, wie er siegend blickte  
 Den Freudigsten die Freunde noch zulezt.

Prächtig ausladend nach Art des Gewitters erfaßt nun Hölderlins hymnischer Stil in einer einzigen Strophe die wunderbare Geschichte von Christi Leben und Tod. — Der Bund des Meisters mit dem Jünger war auf Liebe gegründet. Sie waren unzertrennlich. Trennung ist dem Geiste solcher Liebe fremd. In schlichter Einsalt lag des Jüngers Seele offen vor Christus da, und Johannes ließ sich nichts von des Gottes Reden und Zeichen entgehen. Sogleich setzt der Dichter mit einer höchst bedeutsamen Charakterisierung der Abkunft Christi ein: Christus ist der Sohn des Höchsten. Das erscheint uns zunächst selbstverständlich, gerade im Hinblick auf das Johannesevangelium. Aber auch Herakles und Dionysos sind ja Söhne des Höchsten, wie es „Der Einzige“ ausführt:

... Denn zu sehr,  
 O Christus! häng ich an dir,  
 Wiewohl Herakles' Bruder.  
 Und kühn bekenn ich, du  
 Bist Bruder auch des Euiers ...

Es genügt vorläufig festzustellen, daß Christus eine der Ausfendungen des Vaters darstellt, mit welcher er immer wieder das entartete Leben in göttliche Bahnen zu weisen sucht. Bacchus fällt die Funktion zu, das verdrossene, überalterte Dasein der Irdischen mit neuer freudiger Frische zu begaben; Herkules aber wendet die Gefahr des Titanismus von den Menschen, wovon später die Rede sein wird. — Christi Stellung wird sich im Laufe des Gedichtes mehr und mehr abklären. Damit sind die wichtigsten Lebensmächte der hymnischen Welt genannt.

Christus heißt aber auch „der Gewittertragende“. Damit weist er sich noch überzeugender als Sohn des höchsten Vaters aus, denn das Gewitter



begreift ja der Dichter schon lange als auferkorenes Zeichen des Gottes. Im Gewitter tut er seinen Zorn, seine Liebe kund; indem er sich über der Erde donnernd entlädt, schmettert er den Blitzstrahl auf sie nieder, erschüttert und erfrischt sie zugleich mit seinen Regengüssen. Die Dichterhymne stellt den Gewittermythos gewaltig dar und legt ihn zugleich aus. Dieser Mythos ist, auch ungenannt, in der Welt der späten Hymnen gegenwärtig; er ist in ihrer Sprache durchgängig „inbegriffen“ im eigentlichen Sinn des Wortes.

Gott leidet an der Welt, so wie sie der Dichter vor sich sieht. Er kann im abgestandenen Dasein der Irdischen die eigene Schöpfung, den reinen Ursprung nicht wiedererkennen. Die dumpfe Trägheit, in der sie dahinvegetieren, hindert ihn schmerzlich an seinem Werk der alldurchwirkenden Liebe. So will Gott im Drange des Gewitters eine reinere Welt schaffen. Gewalttame Erschütterungen im Leben der Völker deutet der Dichter als Gottes Gewitter.

Nun zeigt sich aber, daß dies die Zeit gerade der Dichter ist. Da stehen sie „unter günstiger Witterung“. Im selben Grade, wie sich der Vater zur Erde neigt, fühlen sie sich dem Himmel entgegengerissen. Sie sind ausgewählt, Zeugen des Göttlichen auf entgötterter Erde; sie haben den Auftrag, aus dem Geist heraus das Irrsal zu schlichten:

... wenn aber sich  
Zur Erde neiget der Beste, wird Lebendiges  
Den Weg sich suchen und es findet eine Heimat  
Der Geist. (Mnemosyne)

Wie kann das geschehen? Durch Aufnahme Gottes im prophetischen Wort. Hier tut Gott sein Äußerstes. Er geht in seinem Geschöpf auf. Er wird zum Wort des Sehers. Damit hat aber auch der Mensch seine Grenze für immer überschritten, in der Hoffnung, das Opfer möge begriffen, der Welt die reine Richtung gewiesen sein. — Das Gesetz solcher Selbstaufopferung läßt sich bis in die intimsten Bereiche der Sprache verfolgen, bis zum Rhythmus, zur syntaktischen Fügung, die immer neu gebrochen allein der Apokalypse des Wortes dient. So hat Hannes Maeder in seinem Aufsatz „Hölderlin und das Wort“ gezeigt, und ich weiß dafür kein treffenderes Beispiel als die Odenverse:

... er selbst,  
Der Mensch, mit eigener Hand zerbrach, die  
Hohen zu ehren, sein Werk, der Künstler. (Stimme des Volkes)

Jetzt verstehen wir, warum Hölderlin Christus den Gewittertragenden nennt. Auch er hatte derart dem Geist des Höchsten bedingungslos das Gesetz über sich zuerkannt: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“. Jesus nannte seine Jünger «*υιοι θρονῆς*», d. h. Donnersöhne. Er war ebenso sehr des Kampfes als des Friedens halber gekommen. Oder ließe sich die Szene, wie Christus im Zorne seines Vaters Haus von den Markt-

schreien jäubert, nicht der Wirkung des Gewitters vergleichen, wie es unser Dichter versteht?

Aber die folgenden Verse weichen jeglicher Darstellung des Kampfes aus. Nicht von Pharisäern, nicht vom wankelmütigen Volk, nicht von Kriegsknechten ist die Rede. Davor graut Hölderlin, solche fürchterlichen Rätsel töten ihm das innerste Herz. Deshalb schweigt er davon und wendet alle Magie seines Worts jener einzigen unsäglichen Versöhnungsstunde zu, darin das Tödlche übergangen wurde, dem Abendmahl.

Beim „Geheimnisse des Weinstocks“ saßen sie zusammen. Möglicherweise hat den Dichter der griechische Ausdruck «*ἀμπελος*» (Matth. 26, 29: τὸ γένημα τῆς ἀμπέλου) zu dieser Formulierung mitbestimmt. Schwerer wiegt die heilige Provenienz und Funktion des Weins, wie sie Hölderlin mehrmals darstellt. Er stammt von Bacchus, der das „dunkle Licht“, d. h. die Frucht der Erde, im Äther gebadet, als Element der Freude unter die Menschen bringt. — Wir müssen erkennen, was der Dichter unter Freude versteht. Freude, wie Gesang, keimt auf im Anblick des „Allebendigen“; Freude kommt von Gott.

Und vom donnernden Gott kommt die Freude des Weins.  
(Brot und Wein)

Da sie solcher Herkunft ist, vermag sie ihrerseits das Göttliche auf die reinste Art im Sterblichen zu stiften. Gott in der Freude zu fassen, danach strebt der Dichter mit der ganzen Heiligkeit seines Willens, weil der Höchste uns zu seiner Freude ruft. Aber wie unermesslich muß diese Empfindung uns erfüllen, damit wir der Größe dessen, was über uns ist, Raum verschaffen in uns:

Ihn zu fassen ist fast unsere Freude zu klein. (Heimkunft)

Eben weil darin das edelste und glücklichste Geheimnis liegt, das Heilige sich anzueignen, bedeutet Schmerz einen Abbruch, den wir daran verüben. Es muß eine von Hölderlins furchtbarsten Erfahrungen gewesen sein, daß ihn „die Unruh und der Mangel... zum Überflusse des Göttertisches“ trieben.

Wein ist das Element der Freude, das uns aus der Starre des Selbstgenügens löst, Hohem empfänglich macht. So bewährt das edle Getränk seinen Sinn beim Abendmahl. Die Gemeinde der Jünger und des Heilands sitzt um den Tisch. Im Gespräch versichern sie sich des gemeinsamen Geistes. Die gnadenvolle Stunde läutert den Herrn zu wunderbarer Heiterkeit empor, spricht er doch voll Ruhe von den letzten Geschehnissen in seinem Leben. Er spricht sogar den Tod aus, und damit scheint der letztere hinübergerettet zu sein ins System der Güte Gottes. Auch das Unerhörteste, daß einer nämlich immer nur Segen stiftete, seine große Seele ganz aufgehen ließ im Dienst an der Menschheit, die doch nach allem eines solchen Opfers nicht würdig schien, und zum Dank mit Füßen getreten und ans Kreuz geschlagen wurde — auch dies scheint noch auf eine letzte unergründliche Liebe des Vaters hinzuweisen.



Christi Tod, hier das Ergebnis einer übermenschlichen Einsicht, das Ende, von einer heiligen Ahnung vorausgenommen, wird in der Spätfassung Gegenstand einer ausschließlichen Wahl, entsprechend der wachsenden Anspannung des Dichters, das Leben für ein Höheres in die Bresche zu schlagen: statt „ruhigahnend“ setzt Hölderlin „wohlauswählend“ ein und fügt das gewaltige Wort hinzu:

... Aber sein Licht war

Tod.

Selbst „das Zürnen der Welt“ kann ihn hier nicht mehr verstören im Triumph. — Unsere Fassung hingegen betont gerade Christi Bedenken für die Zeit nach seinem Opfergang. Das Zürnen der Welt bedarf der Erheiterung. Denn wenn er gegangen sein wird, hat die Welt in ihm ihr Licht verloren (vgl. Joh. 8, 12), ihr Auge eingebüßt: das Feld der Erde wird dem Chaos, der „augenlosen Irre“ überlassen sein. Der Völkerfriede wird wie ein brüchiger Tempel zerfallen. So läßt sich Christus vor seinem Tod noch zu ungezählten Worten der Güte bewegen, ganz gebannt in jener „letzten Liebe“, die sein Leben krönt.

„Denn alles ist gut.“ Mit dieser ungeheuerlichen Formel, wie ein Anklang an das Wort des Schöpfers am sechsten Tag der Welt, wälzt Hölderlin mit letzter Kraft den Stein des Anstoßes über den Rand hinweg in den Abgrund, jene Last von Schmerz und Starre, die auf der Schöpfung lag. Und anderswo steht dasselbe, negativ ausgedrückt:

Nichts ist, das Böse. Das soll  
Wie der Adler den Raub  
Mir eines begreifen. (Madonnenhymne)

Alles ist gut, aber nicht „menschlichgut“, sondern gerade da werden die übermenschlichen Maße Gottes erschreckend deutlich.

Da Christus stirbt, verschlägt das Tödlische dem Dichter den Atem: „Vieles wäre / Zu sagen davon“. — Dennoch neigt sich der Erlöser noch zuletzt in seinem Marthrium, er windet sich geradezu auf die Seite der Freude hinüber; von den Jüngern umringt, erinnert er sich des Abendmahles, des göttlichen Worts, das zu jener Stunde geschenkt worden war.

## V.

Doch trauerten sie, da nun  
Es Abend worden, erstaunt,  
Denn Großentschiedenes hatten in der Seele  
Die Männer, aber sie liebten unter der Sonne  
Das Leben und lassen wollten sie nicht  
Vom Angesichte des Herrn  
Und der Heimat. Eingetrieben war,  
Wie Feuer im Eisen, das, und ihnen ging  
Zur Seite der Schatte des Lieben.  
Drum sandt er ihnen  
Den Geist, und freilich bebte  
Das Haus und die Wetter Gottes rollten

Ferndonnernd über  
Die ahnenden Häupter, da, schwerfinnend,  
Versammelt waren die Todeshelden, ...

Nach des Meisters Tode trauern die Jünger; Christi Wesen wird jetzt retrospektiv mehr und mehr im großen Bilde des Tages begriffen. Da nun sein Leben gebrochen ist, deckt ein Abend weithin das Land. Wenn die Zeit der Trennung zunimmt, scheinen die Jünger unrettbar der Nacht zu verfallen, sowie der Abend in Finsternis ausgeht. Nacht aber bedeutet zunächst „uralte Verwirrung“, ein Zustand, darin sich die „unangebundenen“, d. h. nicht im Banne einer göttlichen Ordnung begriffenen Kräfte des Daseins sinnlos befehlen.

Doch alle erstaunen ob dem Wandel, der in ihrer Seele sich vollzieht. Bis anhin haben sich die Jünger nach dem Beispiel des Johannes in seliger Jugend bewegt. Jetzt werden sie zu Männern. Die erste „Pflege“, jene Innigkeit im gemeinschaftlichen Leben mit Christus, ist verschwunden: er war ihnen Liebe, Leben, Heimat gewesen, an sein Angesicht hielten sie sich wie an die Sonne und wollten nicht davon lassen.<sup>1)</sup> Übergewaltig steht das folgende Bild aus dem Fluß der Hymne empor: die schmerzliche Liebe für den Gestorbenen steigert sich zur Weißglut im Herz der Zurückgebliebenen. Darum das Element himmlischer Erregung, das Feuer, gleichsam in Keilen in die Masse des Eisens eingetrieben. Eisen ist hart, kalt, lastend: kein Uneingeweihter würde es glauben, wie gerade diese Eigenschaften das Eisen zu einer höchsten schmelzenden Glut befähigen.

Unter solchen Spannungen hat sich die Seele der Jünger zu einem Schicksal entschieden. Wie sich in der Rheinhyrne der Genius des Stroms nach den titanischen Ausbruchversuchen seiner Jugend im Bau des deutschen Landes begnügt, so finden die ersten Christen nach dieser schwersten Zeit sich selbst und ihr Schicksal wieder in der Verkündigung des Worts. Die unendlich wandelbaren Gestalten des Ursprungs werden in „solcher Esse“ zur einen, engumrissenen des beschiedenen Schicksals geschmiedet. Das bedeutet Läuterung und strenge Verdichtung. — Wie aber das Eisen, sich selbst überlassen, trüg und kalt im alten Zustand verharret, so auch der Mensch, wenn ihn nicht das Feuer vorwärtstreibt:

Göttliches Feuer auch treibet, bei Tag und bei Nacht,  
Aufzubrechen. (Brot und Wein)

Hölderlin hat über die himmlische Provenienz des Feuers nicht den mindesten Zweifel gelassen. Nicht nur, daß Feuer im Gewitter, im Weine, gemäßigt auch in Blumen und allem Lebendigen sich birgt, sondern es regt sich je und je mächtig in der Brust des Menschen auf, wenn Gott seiner zu bedürfen scheint:

<sup>1)</sup> Zur Formulierung ist auch Matth. 17, 2 zu vergleichen: ... und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne.

... Wo nämlich  
 Die Himmlischen eines Zaunes oder Merkmals,  
 Das ihren Weg  
 Anzeige, oder eines Bades  
 Bedürfen, reget es wie Feuer  
 In der Brust der Männer sich (Wenn aber die Himmlischen)

Unstreitig bedeutet solche Einwirkung des verzehrenden Elementes höchste Gefährdung der eignen Existenz, die davon ergriffen ist. Christus kann seine Getreuen nicht einer Prüfung aussetzen, die ihre Kraft bei weitem übersteigt. Deshalb geht er ihnen vorerst noch als milder „Schatte“ zur Seite. An Pfingsten jedoch sendet er zur Stärkung den Geist.

Hölderlin hat wohl den heiligen Geist als Gemeingeist verstanden. Da die sinnlich faßbare Gegenwart Gottes fehlt, ist er seiner Gemeinde als heilige „Psyche“ gegenwärtig. Auch so noch ist seine Wiederkunft mit Erschütterungen genug verbunden. Der Sturm, davon die Apostelgeschichte erzählt, steigert sich zum Gewitter, jenes Erdbeben, das nach Karfreitag gewütet, wird auch noch hieher verlegt. Die Ausgießung des Geistes veranlaßt die Versammlung zu schwerer Besinnung, „schwer“ im Sinne der Last, aber auch des Glücks, das sie zu tragen stark geworden sind. So ist auch das Wort „Todeshelden“ vielschichtig: Sie werden das Wort verkündigen, in seinem Dienst den Tod erleiden; aber in Christus haben sie über den Tod gesiegt (vgl. Röm. 6.3—4).

Izt, da er scheidend  
 Noch einmal ihnen erschien.  
 Denn izt erlosch der Sonne Tag,  
 Der Königliche und zerbrach  
 Den geradestrahenden  
 Den Zepter, göttlichleidend, von selbst,  
 Denn wiederkommen sollt es  
 Zu rechter Zeit. Nicht wär es gut  
 Gewesen, später, und schroffabbrechend, untreu,  
 Der Menschen Werk, und Freude war es  
 Von nun an,  
 Zu wohnen in liebender Nacht und bewahren  
 In einfältigen Augen unverwandt  
 Abgründe der Weisheit. Und es grünen  
 Tief an den Bergen auch lebendige Bilder.

Nach seiner Auferstehung war Christus den Jüngern mehrmals noch erschienen. Dies geschah, um den Abschied zu erleichtern, den Tag allmählich, mit Schonung ihren Augen zu entrücken. Doch jetzt erlischt er unwider-  
 ruflich. Einem König vergleicht ihn der Dichter, der freiwillig seinen Zepter zerbricht, zum Zeichen, daß er auf seine Herrschaft verzichtet. „Geradestrahlend“ heißt der Zepter einerseits wegen des unmittelbaren Bezugs auf den Strahl der Sonne; andererseits wird damit das Recht an des Königs Regierung hervorgehoben, die richterliche Gewalt, welche alle Schöpfung im Lichte richtiger Ordnung zusammenhielt (vgl. auch Hebräerbrief 1,9: *δόξος ἐνδοῦτος*).

Der Tag wird durch ein göttliches Leiden bewogen zur Abdankung. Ein Leiden für die Zurückgebliebenen, da sie jetzt der ordnungslosen Nacht anheimfallen. Göttlich aber ist das Leiden, weil offenbar das oberste Fatum diesen Wandel der Dinge will.

Der Sonne Tag kann aber auch darum seinen Zepter von selbst zerbrechen, weil damit der Nacht nicht für immer die Schranken niedergerissen sind. Mit unglaublichem Sprunge setzt Hölderlin gleich ans andere Ufer über: „Denn wiederkommen sollt es / Zu rechter Zeit.“ Ja, noch mehr: Der Übergang geschah letzten Endes den Betroffenen selbst zuliebe. Die Vorsehung konnte ihn nicht wohl auf später verschieben, da er einmal notwendig war. Später wäre er schroff gewesen, während nach Christi Tod die Möglichkeit bestand, schonende Dämmerung am Horizonte aufzuziehen. Seine Gegenwart wirkte noch lange nach, indes die Augen Frist gewannen, sich ans Neue zu gewöhnen. In der Entrückung des Lichtes eine „göttliche Untreue“ zu erblicken, lehnt hier Hölderlin entschieden ab. Im Gegenteil stellt sich das Geschehnis als unendliche Vorsicht, gerade für der Menschen Werk, heraus.

Seither ist menschliches Tun an die Regeln der Nachtzeit geknüpft. Dies Schicksal kann zur Freude werden, wenn nur der Mensch die reine Seele noch offenhält. Er findet eine Wohnung in der Nacht, sie wird sogar „liebend“ genannt. Liebe jedoch bildet den Geist des ganzen Ein und All, der tiefste, letzte Namen für alles, was Hölderlin je der Menschheit zu sagen strebte:

... Aber den  
Menschen ist Gott die Liebe! (Was ist Gott?)

Kein Wunder, daß in solcher Epoche, da das Leben, des äußern Glanzes beraubt, innerlich-hellsichtig wird, Abgründe der Weisheit sich eröffnen. Als solche mögen dem Dichter Religion und Kunst der zwei nachchristlichen Jahrtausende erschienen sein. Nach wie vor eignet schlichter Einsicht im biblischen Sinne das meiste des „geistigeren“ Lichts.

Der Schlußsatz faßt das Gesagte ergreifend zusammen: wie sich Bilder des Lebens (Ströme, Pflanzen und Himmel) bis in die ödesten Gebirgszonen finden, so auch durchgehend ein geistiges Licht im Dunkel.

## VI.

Doch furchtbar ist, wie da und dort  
Unendlich hin zerstreut das Lebende Gott.  
Denn schon das Angesicht  
Der teuern Freunde zu lassen  
Und fernhin über die Berge zu gehn  
Allein, wo zweifach  
Erkannt, einstimmig  
War himmlischer Geist; und nicht geweissagt war es, sondern  
Die Locken ergriff es, gegenwärtig  
Wenn ihnen plötzlich  
Ferneilend zurück blickte

Der Gott und schwörend  
 Damit er halte, wie an Seilen golden  
 Gebunden hinfort  
 Das Böse nennend, sie die Hände sich reichten, —

Die idealistische Philosophie hatte sich den Gedanken des Dreitakts der Menschengeschichte völlig zu eigen gemacht. Danach war unser Geschlecht, ausgehend von einem naturverbundenen Jugendzustand (Antike), der inzwischen längst verloren war, in unendlichem Progreß auf eine Vereinigung von Natur und Geist hin begriffen. In der Zwischenzeit klappten diese Grundfesten menschlicher Bildung schmerzlich auseinander; einer sittlichen Erziehung fiel es zu, uns für die kommende Erfüllung unseres Wesens tüchtig zu machen.

Hölderlin übernahm zunächst dieses „chilastische Stichwort“; Griechenland blieb ihm zeitlebens die Stätte auf Erden, da die Götter in goldener Zeit einst liebende Einker gehalten. Bezeichnend, wie er mit seinem glühenden Liebeswillen die konventionelle Formel der goldenen Zeit zum konkreten Bild des lebendigen Tages umschuf. In den späten Hymnen ist dieser Wandel eindeutig abgeschlossen. Die Zwischenzeit wird der Nacht gleichgesetzt. Vom neuen Morgen, dessen Ausbruch in mehreren Gedichten großartig beschworen wird (Der blinde Sänger, Chiron, Ganymed u. a.), handeln auch die letzten Partien von „Patmos“.

Vorerst wendet sich der Dichter dem Schicksal der Jünger zu. Die Belastung durch Gott ist furchtbar. Das könnte befremden, nachdem doch die Nacht als liebend bezeichnet war. Dort aber waren die Jünger noch eine Gemeinde. Jetzt zerstreuen sie sich in der Diaspora. Wiederum stoßen wir auf den tragenden Gedanken der Hymne, daß keinem Vereinzelten Göttliches leicht zu tragen ist.

Offensichtlichste Wirkung Gottes ist aber das Leben schlechthin. Daher Wendungen wie: „Denn keiner trägt das Leben allein“.

Die Zerstreuung des Lebenden erweist sich somit als zwiespältig: notwendig im Dienste des Worts, verhängnisvoll im Dienste Gottes, der die Gemeinde liebt.

... der heilige Vater,  
 ... nirgend fand er wahr sich unter den Lebenden wieder  
 Wenn zum Gesange ein Herz nicht hätt die Gemeinde.  
 (Der Mutter Erde)

Zwiespalt aber ist ein Schmerz. Damit in unmittelbarem Zusammenhang steht das folgende: „Allein, wo zwiefach / Erkennt, einstimmig / War himmlischer Geist“.

Christus spricht: Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen (Matth. 18, 20). In der Diaspora verunmöglicht die Trennung fast die Erkenntnis des gemeinsamen Geists. Aber wie der entfernte Gott schon an Pfingsten den Getreuen in ihrer Not beistand, so läßt er sie auch jetzt nicht ganz verzagen. Im Sinne der



Schonung ergreift sie der ferneilende Tagesgott noch einmal, Hölderlin holt das Bild der Dämmerung noch einmal auf! Diese letzte Ergreifung überrascht, bestürzt: an den Haaren packt es sie. Es blickt sie noch an, bevor es endgültig versinkt, das Licht, um sich ihrer zu versichern. In goldenen Seilen fühlen sie sich darin verschlungen. (So spricht Hölderlin anderswo von „goldenen Ketten“, „goldenen Gängelbanden“.) Wahrhaft ergriffen beschwören die Jünger den Gott, anzuhalten, er aber kann und will nicht. Sie nennen das Böse, welches eben in der aufbrechenden Finsternis liegt. Der Dichter läßt sie sich die Hände reichen, als wollte er noch einmal vereinen, was er zuvor zerstreute.

## VII

Wenn aber stirbt alsdenn,  
 An dem am meisten die Schönheit hing, daß an der Gestalt  
 Ein Wunder war und die Himmlischen gedeutet  
 Auf ihn, und wenn, ein Rätsel ewig füreinander  
 Sie sich nicht fassen können  
 Einander, die zusammenlebten  
 Im Gedächtnis, und nicht den Sand nur oder  
 Die Weiden es hinwegnimmt und die Tempel  
 Ergreift, wenn die Ehre  
 Des Halbgotts und der Seinen  
 Verweht und selber sein Angesicht  
 Der Höchste wendet,  
 Darob, daß nirgend ein  
 Unsterbliches am Himmel zu sehn ist oder  
 Auf grüner Erde, was ist dies?

Jetzt herrscht totale Finsternis. Christi Schönheit wird gerühmt wie das Andenken dessen, der für immer gestorben ist. Dieser Tod ist so schwer auf des Dichters Gemüt gefallen, daß er sich kaum davon lösen kann. Diejenigen, welche in der Erinnerung an ihn zusammenlebten, werden einander entfremdet. Sie sind sich ein Rätsel. Sie verlieren sich aus den Augen, die Konturen verschwimmen. Jene Gebärde, sich die Hände zu reichen, hilft auf die Dauer nicht. Alles verdämmert. Es ereignet sich die Umkehrung dessen, was eine Odenstrophe so ausspricht:

Denn wo die Reinen wandeln, vernehmlicher  
 Ist da der Geist, und offen und heiter blühen  
 Des Lebens dämmernde Gestalten,  
 Da, wo ein sicheres Licht erscheint.

(An eine Fürstin von Dejjau)

Was jetzt geschieht, ist „das Zürnen der Welt“. Die aorgischen Elemente merken auf. Wie ein Strom, wenn er Hochwasser führt, den Sand an den Ufern wegschpült und die Wiesen überschwemmt, so rast uralte Verwirrung hernieder. Im „Sand“ deutet vielleicht der Dichter auf jenes Fundament hin, darauf man sein Haus nicht bauen soll. Mit den „Weiden“ meint er überhaupt Zeugnisse friedlicher Cultura. Aber auch die Gefüge kirchlicher Ordnung, die Tempel werden erschüttert. Darob erstaunt sogar

der Höchste, er hält vergeblich am Himmel und auf Erden Umschau nach einer „Feste“, die im Chaos greifbar bliebe. Damit „verweht“ auch Christi und seiner Liebsten „Ehre“, der himmlische Atem, der zu seiner Zeit die Gemeinde in lebendigem Bestehen erhielt. Wozu das alles, fragt Hölderlin, was bedeutet dies?

Es ist der Wurf des Säemanns, wenn er faßt  
Mit der Schaufel den Weizen,  
Und wirft, dem Klaren zu, ihn schwingend über die Tenne.  
Ihm fällt die Schale vor den Füßen, aber  
Ans Ende kommet das Korn.  
Und nicht ein Übel ist's, wenn einiges  
verloren gehet und von der Rede  
Verhallet der lebendige Laut:  
Denn göttliches Werk auch gleichet dem unsern.  
Nicht alles will der Höchste zumal.  
Zwar Eisen trägt der Schacht,  
Und glühende Harze der Atna,  
So hätt ich Reichtum,  
Ein Bild zu bilden und ähnlich  
Zu schaun, wie er gewesen, den Christ.

Hier stellt der Dichter die Nachtzeit in einem gewaltigen Zuge klar. Er knüpft unmittelbar an die Frage an, die den Abschluß der zehnten Strophe gebildet hat. „Es ist . . .“ Mit diesem Eingang wird zum Ausdruck gebracht, daß sich im Gleichnis des Säemanns der Sinn der nächtlichen Zwischenzeit am reinsten widerspiegelt. Dem Bild fällt nicht nur die Aufgabe zu, eine Abstraktion zu verdeutlichen, sondern es ist das Gemeinte selbst. Das Gleichnis ist eine Gleichung, wobei das Gleichungszeichen die beiden Strophen verbindet (vgl. auch „Mnemosyne“: „was ist dies?“).

Beim Worfeln wirft der Bauer die Masse der Getreidekörner in die Luft, „über die Tenne“, um die Spreu vom Korn zu scheiden. Hölderlin versteht den Wurf ins „Klare“ als Frage an die Gottheit; diese entscheidet. Was sie zu leicht befindet, fällt ab vor ihr. Das Edle muß dagegen seine Bahn bis zum Ende getreu durchlaufen: „Aber / Ans Ende kommet das Korn“. Eine unsäglich beglückende Verheißung! Sie gilt denen, die der Dichter als die Reinen kennt.

Freilich werden sich immer vereinzelte Körner in die Spreu verlieren. Das scheint unvermeidlich zu sein. Diesen Verlust reiht die Hymne mit großer Vision an den Verlust der lebendigen Sprache des Menschen. Wie dort, so geht auch hier manches ausgesäte Wort verloren. Der phonetische Laut, Rhythmus und Tonfall: einmal ausgesprochen, sind sie für immer verhallt, wie Klang und Rhythmus einer Symphonie. Wenn wir nun über ein lückenloses Gedächtnis verfügten, so könnten wir wenigstens das Ausgesprochene ganz bewahren. Dies kommt aber nicht in Frage, weil das gegenwärtige Leben das vergangene immer wieder verdrängt.

Unverkennbar steht hier der Dichter sehr nahe bei Christi Gleichnis vom Sämann. Auch dort wird die Aussaat mit dem Wort verbunden:



Ὁ σπóρος ἐστὶν ὁ λόγος τοῦ θεοῦ (Luk. 8, 12). Der Höchste kann Einbußen verschmerzen. Seine Planung ist unabsehbar, Jahrtausende kann er warten, bis daß das Wort zu wirken beginnt. Seine Weisheit weiß auch, die Menschen bedürfen der Schonung, da sie göttliche Fülle nur zu Zeiten ertragen. Schließlich übt er nur seine Vorsicht an uns, und wir verstehen es nicht:

Der Vater aber decket mit heiliger Nacht,  
Damit wir bleiben mögen, die Augen zu. (Dichterberuf)

Dadurch, daß der Vater das Wesen, die Kraft seiner Kinder mit Liebe berücksichtigt in seiner Planung, gleicht er sein Werk der Menschen Wert an: „Denn göttliches Werk auch gleicht dem unsern“. Ein Satz, der mit einem Schlag Horizonte eröffnet. Der Mensch bleibt nicht mehr ewig an sich selbst verwiesen. Er tritt in Wechselwirkung mit den höhern Kräften. So wird eine Dichtung möglich, die hoch hinausstrebend über das Humanitätsideal das Göttliche besingt, die Möglichkeit, „eigentlich originell“, d. h. ursprünglich zu singen, tut sich auf.

Von diesem Vers schreitet das Gedicht zu andern fort, die uns vollends den Atem verschlagen. Wir kennen die Funktion des Eisens und des eingetriebenen Feuers, welches sich hier als Lava des Metna gibt. Beides vereinigt sich in der Brust des Dichters zu solch verzehrender Glut, daß die Gestalt Christi, ähnlich der des historisch gewesenen, neu aufer schaffen und betrachtet werden könnte.

Ich deute nur an, wie ich mir dies unerhörte Wort erkläre. Hölderlin ist, wie Christus, ein Bote der Liebe. Seine Gottheit ist drei-einiger Natur: sie enthält das lösende Element, die Freude des Bacchus. Sie enthält ein bildendes Element, das Licht des Taggottes, der das Leben in seinen mannigfachen Bezügen sicherstellt. Sie enthält endlich den immerwirkenden Donnerer, klärend und lösend zugleich, der allem Leben unablässig die Richtung weist. In seinem Schaffen sollen wir Liebe erkennen.

Der Christus, den wir aus den Evangelien kennen, rückt dem Christus Hölderlins unendlich viel näher, als es uns die weltfremde Terminologie des Dichters vermuten läßt. Jesus im Kampf gegen die Selbstgerechten, Schriftgelehrten und starren Pharisäer — Jesus, der alles Lebendige himmelweit versteht — ist er nicht ein wahrer Dionysos? Anderseits faßt er die Fülle des Daseins in Gleichnissen von schlichtester Klarheit zusammen: er ist das Licht der Welt. Zuletzt aber ist er der Sohn des Höchsten, unerbittlicher Vernichter des Falschen und Stifter der Liebe. — Aus solcher Analogie ergibt sich Hölderlins „Reichtum, Ein Bild zu bilden und ähnlich / Zu schaun, wie er gewesen, den Christ.“

#### VIII.

Wenn aber einer spornte sich selbst,  
Und traurig redend, unterwegs, da ich mehrlos wäre,  
Mich überfiele, daß ich staunt und von dem Gotte

Das Bild nachahmen möcht ein Knecht —  
 Im Zorne sichtbar sah ich einmal  
 Des Himmels Herrn, nicht, daß ich sein sollt etwas, sondern  
 Zu lernen. Gütig sind sie, ihr Verhaßtestes aber ist,  
 So lange sie herrschen, das Falsche, und es gilt  
 Dann Menschliches unter Menschen nicht mehr.  
 Denn sie nicht walten, es waltet aber  
 Unsterblicher Schicksal und es wandelt ihr Wert  
 Von selbst und eilend geht es zu Ende.  
 Wenn nämlich höher gehet himmlischer  
 Triumphgang, wird genennet, der Sonne gleich  
 Von Starcken der frohlockende Sohn des Höchsten, ...

Einer Nachschöpfung Christi steht aber zu vieles im Weg. Die Verse am Eingang der Strophe, dunkel in einzelnen Bezügen, geben als ganzes eine sehr deutliche Verneinung solcher Unternehmung ab. Sie wäre frevelhaft. Sie würde den Zorn Gottes erregen und wäre in der Folge tödlich. So steht in der Hymne „Germanien“:

... ich fürcht es, tödlich iſts  
 Und kaum erlaubt, Gestorbene zu wecken.

Solchen Frevels haben sich die Titanen schuldig gemacht. Ihr Name wird hier zwar nicht genannt, doch trifft die Meinung sicher auf sie. Die Titanen geben sich selbst den Ansporn, d. h. sie trachten in frevelhafter Annäherung den Göttern gleich zu werden. Solche Schuld ist bei Hölderlin immer möglich; da sein Leben ja rein auf den Geist gestellt und der Gemeinheit des Alltags überhoben ist, bildet sie die einzige Art, auf die er sich verfehlen kann!

Sich selber spornen heißt sich da als Herrscher ausproben, wo Demut ziemt: Sporen nämlich kommen in des Dichters Sinn nur Fürsten zu, wie etwa dem Sonnengott:

... und als ein  
 Herrscher, mit Sporen, und bei dir selber  
 Örtlich, Irstern des Tages, erscheineſt du ... (Chiron)

Für uns Menschen aber ist den Ansporn von oben zu empfangen das einzig Zuträgliche, da wir einem Schicksal dienen. Auch die Titanen können sich auf die Dauer nicht verhehlen, wie ohnmächtig sie dagegen sind.

In der Titanenhymne wird sogar ausdrücklich darauf verwiesen, daß der Griff des Höchsten selbst die Gärung hervorruft. Davon schweigt allerdings „Patmos“. Vers 2—4 müssen wohl dem Wortlaut nach (so Wilhelm Michel in dem Buch „Das Leben Friedrich Hölderlins“, S. 475) mit Luk. 24,17 in Zusammenhang gebracht werden. Dort erzählt der Evangelist, wie zwei Jünger abends unter traurigem Gespräch nach Emmaus gehen, wie ihnen tröstend der Heiland zur Seite tritt und sie im Glauben stärkt. Hier scheinen die Rollen völlig vertauscht zu sein. Einer kommt klagend auf den Dichter zu, auf eigenen Antrieb, ohne daß er der Teilnahme des Lesers würdig erschiene. Die Näherung gleicht einem

Überfall, mit Staunen sieht sich der Dichter außer Stande, sich des Rühnen zu erwehren. Er erliegt der Versuchung, sich seinerseits titanisch zum Gott zu erheben, um sein innerstes Herz vor dem Fremden zu bewahren. Damit weckt er jedoch den Zorn des Höchsten.

Eine solche Umschreibung der eingehenden Verse mag wenig nützen oder gänzlich verfehlt sein — ich vermag nur das Eine darin klar zu sehen, was ich schon ausgeführt habe. Die „Knechte“ gehören eindeutig dahin. Sie mißbrauchen die göttliche Freiheit des Menschen, aufzubrechen, wohin er will. Sie antizipieren den kommenden Tag, da doch die Nacht bedingungslos bis zu Ende durchstanden werden soll. Damit entweihen sie „die Späre, die höher ist, als die des Menschen“, und der Gott schlägt sie mit Blindheit. Knechtische Gesinnung ruft aber dem eigenen Untergang, wie die Hymnen es immer wieder bestätigen. „... nicht, daß ich sein sollt etwas, sondern / Zu lernen.“ Wir dürfen uns überhaupt nicht auf irgendwelchen dauernden Bestand verlassen, wir sind vielmehr Werdende, da doch die ganze Schöpfung fortwährend wird, dem Geist ein unendlicher Anlaß zum Lernen. Nicht daß der „Zorn“ des Höchsten seiner Güte Abbruch täte, mit ihr steht und fällt Hölderlins Welt. Das Falsche haßen sie. Falsch ist titanische Unmaßung, falsch Verkrampfung im Unzulänglichen: was der Seele die Reinheit nimmt, ist falsch.

Wenn aber das Heillose dennoch geschieht, „gilt Menschliches unter Menschen nicht mehr“. In der Rheinhymne wird dies weitausgreifender dargestellt: dann

... muß die Wohnung vergehn,  
Und die Sägung, und zum Unbild werden  
Der Tag der Menschen ...

Was dies bedeutet, wissen wir im Jahre 1945, nach fünfeinhalb Jahren Krieg, vielleicht besser als frühere Generationen; den Bankrott des Humanitätsideals.

Hölderlin will uns zeigen, daß die Kraft zum Leben der Liebe von oben stammt. „Es gilt dann Menschliches unter Menschen nicht mehr“: die grauenvolle Prophetie an die Zeiten, denen die Erde zur endlosen Oberfläche, der Himmel leer geworden ist. Wir regieren den Weltlauf nicht, sondern das Schicksal, verkörpert in den unsterblichen Göttern, die voll Lebens allzeit sind. Ihre Ehre ist unser reines Leben. Ihr Werk vollzieht sich von selbst an uns, wenn wir dies beherzigen. Es eilt seinem Ende zu: wir erlangen das Beste viel rascher so. Hölderlins Götter kommen schnell, er erwartet sie in gespanntester Ergriffenheit!

Weil sich dies so verhält, kann auch die nächtliche Weile den Tagesanbruch kaum mehr lange verzögern. Helios wird einziehen, ein Triumphator sondergleichen. Was schweren Schlafes dämmerte, wird er profilieren im Licht seines Bewußtseins. In ihm begreift die Strophe wiederum Christus ein. Ein blendendes Glück! Es wird aber nötig sein, daß, wer es zu tragen stark geworden, nennt, was ihm vor Augen steht.

Zu seiner Ehre muß es Eingang in die Sprache finden, denn die Sprache steht höher als der Mensch. So setzte die früheste Fassung von „Patmos“ noch den Vers hinzu: „Dann ist, wie jetzt, die Zeit des Gesangs.“ (vgl. auch Hölderlins Brief an den Bruder aus Hauptwyl: „... daß wir uns erinnern müssen, daß wir das Versäumte nachholen und sprechen müssen, laut sprechen zueinander, was wir uns sind, für was wir es sind. Ja! wer das Wort mißbraucht, wer Wort verfälschet oder nicht hält, der fehlet wohl sehr, aber gewiß der auch, der es so wenig braucht“ zc.)

## IX.

Ein Losungszeichen und hier ist der Stab  
Des Gesanges, niederwinkend,  
Denn nichts ist gemein. Die Toten wecket  
Er auf, die noch gesungen nicht  
Vom Hohen sind. Es warten aber  
Der scheuen Augen viele  
Zu schauen das Licht. Nicht gerne wollen  
Am scharfen Strahle sie blühen,  
Wiewohl den Mut der goldene Baum hält.  
Wenn aber, als  
Von schwellenden Augenbraunen  
Der Welt vergessen  
Stilleuchtende Kraft aus heiliger Schrift fällt, mögen  
Der Gnade sich freuend, sie  
Am stillen Blicke sich üben.

Hiermit wendet sich die Hymne der Funktion des Gesanges zu. Wozu überhaupt Gesang, wozu „Dichter in dürftiger Zeit?“ Offenbar gerade dazu, daß sie, die am meisten unter der Nacht leiden, ihr Ende am sichersten heraufbeschwören. Die Losung, mit der einst Hegel von Hölderlin schied, und welcher der letztere unbeirrbar die Treue hielt, hieß „Reich Gottes“. Das Zeichen ist der Gesang. Er trägt das Königliche a priori an sich, dem er zum Durchbruch verhelfen soll, er winkt ähnlich dem Sonnenzepter als gemildertes Licht auf nächtliche Erde nieder. Er soll wieder eine Gemeinde schaffen, die von gemeinsamem Geist getragen wird. Nicht die Menschen bilden das Wort, das Wort bildet die Menschen; deshalb hat es eine gute Berechtigung, von „menschenbildender Stimme“ zu sprechen. Der Gesang vermag Unbegrenztes; er geht dem Einbruch des Göttertages etwa derart voran, wie die Predigt Johannes des Täufers der Erscheinung Christi voranging.

Die Nacht ist den Irrenden und Toten geheiligt (Brot und Wein), d. h. sie ist im besonderen denen zugemessen, die dem göttlichen Leben abgestorben oder davon abgeirrt sind. Diese vermag der Gesang zu wecken, insofern sie noch eine Empfänglichkeit für Heiliges in sich tragen. Viele harren dem neuen Morgen entgegen (vgl. Joh. 5, 25). Indessen sind ihre Augen lichtscheu geworden, nur stufenweise können sie die Offenbarung empfangen. Hier tritt nun der Gesang in die Lücke, als himmlische Gabe,

die noch halbwegs in Menschliches verhüllt erscheint. Die „Toten“ ganz ins scharfe Licht zu tauchen, bevor sie solcher Einwirkung gewachsen sind, wäre widersinnig, „Wiewohl den Mut der goldene Baum hält“. Mit der letzteren Wendung spielt die Strophe an jene „goldenen Seile“ an, die bei später Dämmerung noch einen letzten Halt im Göttlichen bedeutet hatten. Vielleicht soll die Meinung ausgedrückt werden, daß so wie „tief an den Bergen auch lebendige Bilder grünen“, in schwärzester Verfinsterung den Menschen doch immer eine gewisse religio im Baum hält.

Gesang in des Dichters Sinn stellen vor allem auch die Bücher der Heiligen Schrift dar. Da mag sich einer drein versenken, sie leitet ihn schonend dem Glück entgegen. Stille Kraft fällt dem Weltvergessenen ins Auge; er wird der Gnade teilhaftig und soll sich unentwegt am stillen Blicke der gemilderten Offenbarung vervollkommen.

Damit leistet Hölderlin wiederum denselben Verzicht wie zuvor, da er den lebendigen Laut der Rede verhallen ließ. Die Schrift bewahrt ihn mittelbar, als fixiertes Zeichen.

## X.

Und wenn die Himmlischen jetzt  
So, wie ich glaube, mich lieben,  
Wie viel mehr Dich,  
Denn Eines weiß ich,  
Daß nämlich der Wille  
Des ewigen Vaters viel  
Dir gilt. Still ist sein Zeichen  
Am donnernden Himmel. Und einer steht darunter  
Sein Leben lang. Denn noch lebt Christus,  
Es sind aber die Helden, seine Söhne  
Gekommen all und heilige Schriften  
Von ihm, und den Blich erklären  
Die Taten der Erde bis jetzt,  
Ein Wettlauf unaufhaltsam. Er ist aber dabei. Denn seine  
Ihm alle bewußt von jeher. Werke sind

Kurz vor dem Abschluß wendet die Hymne sich noch an den Landgrafen von Homburg. Ihm hat der Dichter dankbar das größte seiner späten Gedichte gewidmet.

Der Landgraf hat seine Seele der Liebe der Himmlischen offengehalten, mehr noch als das Hölderlins Bescheidenheit von sich selber zugesteht. Was gäbe es für ein deutlicheres Zeichen dafür, als daß man den Willen des ewigen Vaters, nicht den eignen, zu erfüllen strebt? Der Landgraf ist gläubiger Christ. Der Glaube soll nicht zuschanden werden. Unvermittelt erblickt der Seher den Blich, das Zeichen des Vaters, ins schwarze Gewitterwölke verzeichnet. Von neuem bricht die eschatologische Ekstase durch. Da läßt sich nicht leugnen: Christus lebt. Unter Gottes Gewittern wächst sein Bild. Er ist Geist von des Vaters Geist, gewittertragend wie er und „ewigen Lebens voll allezeit“, denn er ist ein Gott.



Noch erwähnt „Patmos“ andere Söhne — wir kennen sie schon —, um nun ganz besonders die heiligen Schriften als mittelbare Ausfendungen des Vaters klarzustellen. Aber nicht nur „Der hohen Gedanken / Sind . . . viel / Entsprungen des Vaters Haupt / Und große Seelen / Von ihm zu Menschen gekommen.“ Sondern die gesamte Menschheitsgeschichte, dieser unaufhaltsame Strom von Taten und Leiden der Völker „erklärt“, d. h. erhellt das Gesetz des Höchsten, der sich im Gewitter offenbart.

So hat er donnernd schon  
Geschaffen ein reines Gesetz,  
Und reine Laute gegründet. (Der Mutter Erde)

Die zwei letzten Sätze fügen sich zwanglos ein. Gottes Allgegenwart steht außer Zweifel. Hölderlin zitiert Apg. 15, 18: *γνωστόν ἀπ' αἰῶνος ἐστὶν τῷ κυρίῳ τὸ ἔργον αὐτοῦ*.

## XI.

Zu lang, zu lang schon ist  
Die Ehre der Himmlischen unsichtbar.  
Denn fast die Finger müssen sie  
Uns führen und schmählich  
Entreißt das Herz uns eine Gewalt.  
Denn Opfer will der Himmlischen jedes,  
Wenn aber eines versäumt ward,  
Nie hat es Gutes gebracht.  
Wir haben gedienet der Mutter Erd  
Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient,  
Unwissend, der Vater aber liebt,  
Der über allen waltet,  
Am meisten, daß gepflegt werde  
Der feste Buchstab, und Bestehendes gut  
Gedeutet. Dem folgt deutscher Gesang.

Keine sehnsuchtsvolle Klage schwebt dem Dichter über die Lippen, wenn er anhebt wie es früher in Odenstrophen geschehen konnte: Zu lang, zu lang schon . . . Hier eifert der Prophet für die verletzte Ehre seines Gottes. Denn das Organ der höhern Kräfte, das Herz dient den Himmlischen nicht mehr. Es ist ferne, nicht mehr dabei. Welche Schmach für uns, derart aus der Liebe gerissen zu sein! Fast stehen wir so arm an Glauben vor dem Vater, wie der Jünger Thomas vor Christus. Der wollte nicht begreifen, daß der Herr auferstanden sei, bis dieser ihn den Finger an seine Wunden zu legen hieß.

Jetzt gilt es aber, das ganze Leben emporzureißen. Kein Himmlisches will übergangen sein. In unsre Alltagssprache übersetzt heißt das: wir sollen alle Lebensgesetze beachten. Sonst verfallen wir der Rache, die uns gebührt.

Mit zwei triumphalen Akkorden macht uns der Seher die Pole der Götterwelt bewußt, welche wir im Auge halten müssen: die Mutter Erde als grenzenlose Innigkeit des unbewußten Lebens, der leuchtende Himmel

darüber als Bewußtsein des ordnenden Geistes. Natur erinnert an antike Schönheit, wie sie einst unbefangene Kinder von Hellas umkränzte, Sonnenlicht an die Anstrengung jüngster Vergangenheit (französische Revolution), das Leben der Völker in sozialen und kulturellen Bezügen von Grund auf neu zu belichten.

Es sind die Enden des gemeinsamen Geistes, die wir zusammendenken müssen, um uns des Ganzen zu versichern, des Ein und All.

Dem Sonnenlichte haben wir „unwissend“ gedient, d. h. wir waren uns der Tragweite des Umsturzes nicht bewußt. Das tragische Schicksal einer Generation!

„Der Vater aber liebt, / Der über allen waltet, / Am meisten, daß gepflegt werde / Der feste Buchstab, und Bestehendes gut / Gedeutet.“ Fast tönt es wie eine Absage an die Ideale der Jugend. Hier verdeutlicht sich endlich ganz, was als Keim in so mancher Strophe von „Patmos“ lag! Der strahlende Tag war vertauscht worden gegen die verinnerlichte Freude der Nacht. Der lebendige Laut der Rede verhallte; der Dichter verschmerzte es. Die Apokalypse begnügte sich mit der gemilderten Form des Gesanges. Endlich sagt Hölderlin, der doch einmal um den Freiheitsbaum getanzt, allem Jakobinertum ab, und er scheint sich ganz auf die Pflege gegründeten Bestandes auszurichten. Überall Beschränkung auf das Gegebene, Greifbare, ein durchgehender Zug zum Positivismus. — Der vates, dem die delphischen Dämpfe die Blume der Seele erstickten, warnt die Kommenden vor ähnlichem Schicksal. Im ganzen Spätwerk ist diese Tendenz aufzuzeigen. Sie äußert sich in vermehrter Würdigung des dogmatisierten Christentums, der Kirche. Sie äußert sich in der Widmung an den Landgrafen, der ein Freund sicheren Bestandes war. Offensichtlich liegt sie jenen Bemerkungen Hölderlins zugrunde, wonach es gut wäre, den Dichtern eine bürgerliche Existenz zu sichern, die Dichtung nach festen Kunstregeln zu beurteilen und sich im Gesang ans kalkulable Gesetz zu halten.

Es scheint eine unabsehbare Resignation zu bedeuten. Aber gerade Hölderlin geht darin nie soweit wie sein Stiftsfreund Hegel, der doch in seiner Jugend auch einmal gelobt hatte, „Frieden mit der Sägung, / Die Meinung und Empfindung regelt, nie nie einzugehen.“ Denn im selben Atemzuge, da der Dichter vom kalkulablen Gesetz spricht, erwähnt er auch „den lebendigen Sinn, der nicht berechnet werden kann.“ So lange er noch das Bewußtsein besitzt, tritt er ein für sein Heiligstes: „Denn gut sind Sägungen, aber / Wie Drachenzähne, schneiden sie / Und töten das Leben, wenn im Zorne sie schärft / Ein Geringer oder ein König.“ (Madonnenhymne.)

Solchem Dienst am Höchsten, gesichert und gehalten in der Form des Worts, weicht sich die deutsche Dichtung. Ein Dienst, wie ihn Hölderlin allein für unsre Dichter vorgesehen und erfüllt hat in unbedingter Hingabe.